

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 5 (1950)
Heft: 2

Artikel: Im Banne des Rakaposhi : Originalbericht von der englisch-schweizerischen Karakorum-Expedition 1947
Autor: Kappeler, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-653507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IM BANNE DES RAKAPOSHI

Originalbericht von der englisch-schweizerischen Karakorum-Expedition 1947

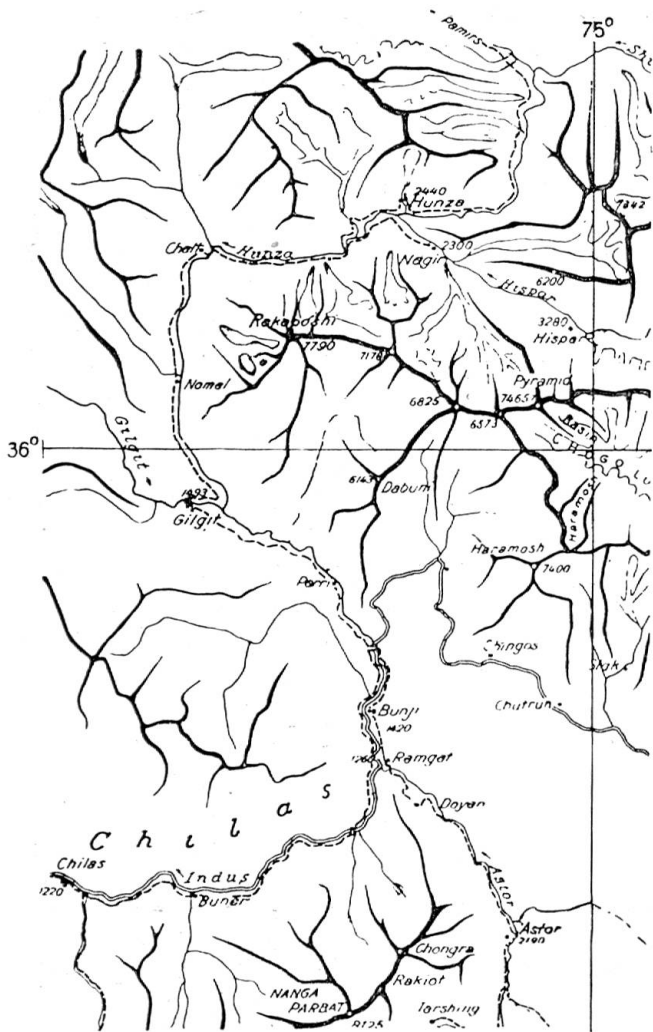
Von Robert Kappeler

Dank den Bemühungen der „Schweizerischen Stiftung für alpine Forschungen“, welche auch die Gharwal-Expedition Sutter-Lohner ausgerüstet hatte, erhielten zwei Engländer (Tilman und Secord) und wir zwei Schweizer (Gyr und Kappeler) die Möglichkeit, im Gebiet des Karakorum im Laufe des Sommers 1947 bergsteigerische Erkundungen vorzunehmen. Unser Hauptziel war der Rakaposhi, ein Gebirgsmassiv, das sich etwa 100 km nördlich des Nanga Parbat bis zu einer Höhe von 7790 m erhebt. Der Rakaposhi ist einer der höchsten Gipfel des westlichen Karakorumgebirges, welches das nordwestliche Ende des Transhimalaya darstellt. Der weitaus größte Teil des Kara-

korum besteht aus mächtigen Gneis- und Granitmassen, welche im Südwesten durch das Eozän des Industales begrenzt werden. Fast das ganze Massiv des Rakaposhi liegt im Einzugsgebiet des Hunsafusses und zwingt diesen zu einem weit ausholenden Bogen nach Westen, bevor er in den Indus mündet. Die Bergketten scheinen noch immer in Hebung begriffen zu sein, was dazu führt, daß die Flüsse sich sehr tief einschneiden und oft unwegsame Schluchten bilden. Nirgends auf der Welt trifft man so große Höhendifferenzen auf kleinstem horizontalem Raum, erhebt sich doch z. B. der Gipfel des Rakaposhi rund 6000 m über das Hunsatal bei einer horizontalen Distanz von weniger als 20 km!



Landschaft am Kamripaß mit völlig ausgedörrter steppenartiger Vegetation

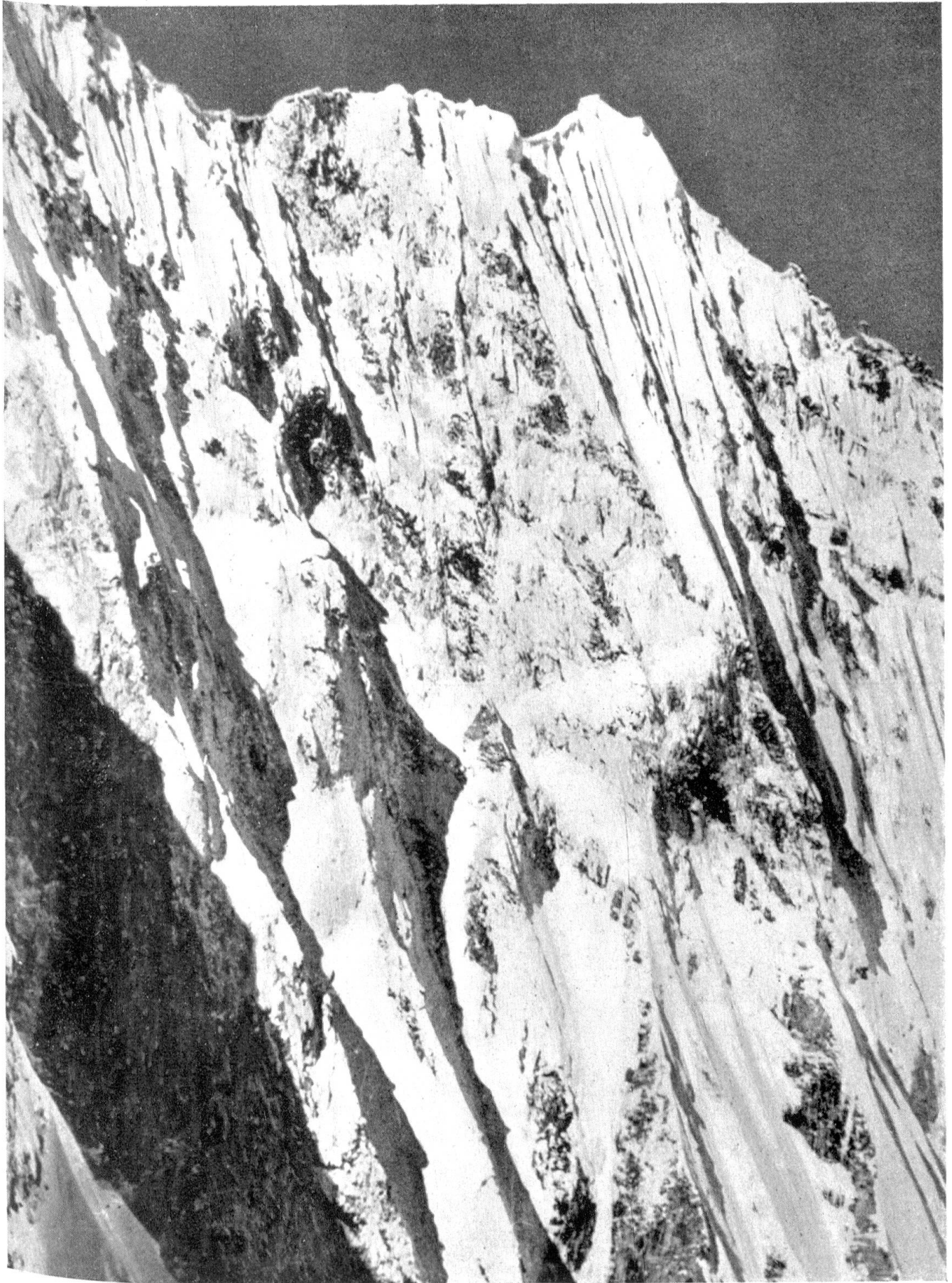


Diese Übersichtskarte zeigt die Lage des Rakaposhi (7790 m). Links unten das Indus-Tal und südlich davon den Nanga Parbat (8125 m)

Die geographische Lage der Ketten des Karakorum bedingt eine ausgesprochene Niederschlagsarmut der Täler. Die vorgelagerte Hauptkette des Himalaya fängt den regenbringenden Monsun ab, ganz ähnlich wie auch in den Alpen, wo die zentralen Längstäler, z. B. das Wallis, durch ihre Trockenheit ausgezeichnet sind. Entsprechend der südlichen Lage und der größeren Höhe der Ketten sind die Verhältnisse aber so extrem, daß die Täler eigentlichen Sand- und Steinvüsten gleichen. Die wasserreichen, tief eingeschnittenen Flüsse können das Lokalklima nicht mildern, und nur dort, wo Bewässerungsanlagen möglich sind, wird die Eintönigkeit der Wüstenlandschaft unterbrochen durch grüne Oasen. In schroffstem Gegensatz zur Niederschlagsarmut der Täler steht die eigentliche Hochgebirgsregion. Dort ballen sich die Wolken zusammen und entladen sich, so daß die

Berge oft von einem grünen Vegetationsgürtel umgeben sind. Der Pflanzenwuchs ist nach unten begrenzt durch Trockenheit und Hitze, nach oben durch Kälte und Schnee. Es kam im Sommer 1947 mehrfach vor, daß es im Juli und August bis auf 4000 m hinunterschnitt. Wenn man bedenkt, daß im Hunsagebiet die Aprikosenbäume bis 3000 m und die Getreidefelder noch darüber hinaus steigen, bekommt man einen Begriff von den schroffen Witterungsgegensätzen. In großer Höhe müssen die Niederschlagsmengen gewaltig sein, denn was den Tälern als Regen mangelt, fällt dort als Schnee. Nur so erklärt sich die Bildung der wilden Wächtengrate und der ständigen Lawinen, die zu allen Stunden, auch nachts, hinunterdonnern und die großen Gletscher nähren. Tagsüber sind es hauptsächlich Wächtenabbrüche und Naßschneelawinen, hervorgerufen durch die starke Sonnenstrahlung, nachts Eislawinen, welche sich als Folge der Temperaturdifferenzen von den Gehängegletschern gelöst haben. Im Karakorum finden sich die erstaunlichsten Gletscherbecken der Welt. Hispar-Biafo-, Baltoro- und Siachen-Gletscher bilden einen Höhenweg von gigantischem Ausmaß, der, wenn man ihm folgen könnte, 250 km über Eis führen würde. Durch den Holländer Visser wurde der große Batura, durch die Amerikaner Bullock-Workman der Chogo-Lungma-Gletscher erkundet, aber weite Gebiete des Karakorum sind unerforscht geblieben. Nicht einmal die Zahl der 7000 m übersteigenden Gipfel ist bekannt. Wahrscheinlich ist sie größer als in den anderen Gebieten des Himalaya, vielleicht die größte in Asien überhaupt. Auch uns lockten die weißen Flächen auf der Karte, und wir freuen uns, daß wir einen kleinen Beitrag zur Erkundung des westlichen Karakorum leisten durften.

Die bedeutendste Siedlung in der Nähe des Rakaposhi, welche wir als Ausgangspunkt für unsere Besteigungsversuche wählten, heißt Gilgit und liegt rund 1500 m über dem Meer. Dort vereinigt sich der Gilgitfluß mit dem vom Rakaposhi herkommenden Hunsfluß und mündet etwa 60 km weiter unten in den Indus. Von Kashmir führt ein Karawanenweg am Fuße des Nanga Parbat vorbei nach Gilgit und von dort durch das Hunsatal und über den Mintakapaß zur Stadt Kashar in Chinesisch-Turkestan. Das ganze Hunsatal ist spärlich besiedelt, der Weg von einem Dorf zum anderen führt oft durch Wüste, dann wieder durch Schluchten oder an riesigen Geschiebewänden ent-



Der Südwestgrat des Rakaposhi. Die mächtigen Steilflanken dieses Eisriesen fallen mehr als 3000 m tief ab

lang, welche bei kräftigen Regengüssen zusammenstürzen und weite Wegstrecken verschütten. Die reißenden Flüsse müssen meistens auf sehr primitiven Seilbrücken überschritten werden, was für eine Expedition mit ihrem vielen Gepäck immer einen großen Zeitverlust bedeutet. Die eigentlichen Dörfer liegen etwa 20 bis 30 km auseinander, immer dort, wo Schmelzwasser zum Bewässern der Felder herbeigeleitet werden kann. Die Felder — terrasiert, damit sie überflutet werden können — sind meistens bepflanzt mit Getreide oder Mais, während zahlreiche Aprikosenbäume, die ausgezeichnete Früchte liefern, den Bewohnern etwas Schatten spenden.

Die wenigen Menschen, die hier wohnen, sind arischer Rasse, von ziemlich heller Hautfarbe, ohne sichtbaren mongolischen Einschlag. Ihr Glaube ist der Islam. Die Sprachen sind von Tal zu Tal verschieden. In Gilgit wird Shina, im Hunsatal Burushaski gesprochen. Hindustani dient als Schlüsselsprache und wird beinahe überall verstanden. Viele Eingeborene haben noch nie Europäer gesehen. Sie leben unbeschreiblich primitiv in Häusern, die wie

Steinhaufen aussehen, sie laufen barfuß, kleiden sich in handgewobenen Wollstoff und nähren sich vorwiegend vegetarisch. Die Errungenschaften unserer Technik sind ihnen unbekannt. Sie bebauen den Acker wie vor tausend Jahren und leben dabei glücklich und zufrieden. Auf ihren bloßen Füßen bewegen sich die Leute mit großer Sicherheit auch in schwierigem Gelände, vermeiden es jedoch, die Hochregion zu betreten. Sie sitzen ausgezeichnet zu Pferde, halten sich spezielle Polo-Ponys und treiben mit Leidenschaft das Polospiel, dessen Ursprung wahrscheinlich in Chinesisch-Turkestan zu suchen ist. Die Abneigung der Bevölkerung gegen das Bergsteigen machte es auch für unsere Expedition nötig, in Darjeeling vier Sherpas als Träger anzuwerben. Diese Buddhisten wagen sich ohne religiöse Hemmungen ins Gebirge vor, während die Hindus die auf den Bergen thronenden Götter nicht in ihrer Ruhe stören wollen. Wir waren aber in bergsteigerischer Hinsicht von unseren Sherpas eher enttäuscht, denn sie fürchteten sich sehr vor Lawinen und Gletscherabbrüchen. Besonders ein Wächtenabbruch machte ihnen einen solchen Eindruck, daß sie



Das Expeditionslager auf der „Märchenwiese“ im oberen Jaglotal



Zwei charakteristische Produkte des Hunsatales: Getreide und Aprikosen



*Der Haramosh mit seinen Felswänden
und Gletscherabbrüchen*

in den folgenden Nächten im Zelt stundenlang ihre buddhistischen Gebete murmelten.

Die Hauptnahrung der von uns angetroffenen Bevölkerung bilden Chapati, eine Art Brotfladen, aus Mehl und Wasser — ohne Hefe und Salz — zubereitet, ferner Früchte, namentlich Aprikosen, deren Kerne ebenfalls gegessen werden. Alp- und Milchwirtschaft wird keine betrieben, denn es fehlt das Weideland. Etwas Rindvieh wird zum Pflügen der Äcker und zum Dreschen von Getreide benutzt. In großer Zahl aber werden Schafe gehalten ihrer Wolle wegen, nicht zum Schlachten, denn die Leute essen wenig Fleisch. Die Jagd wird kaum ausgeübt. Die Waffen sind äußerst primitiv: Arkebusen, die mit Hilfe von Feuerstein und Zunder abgefeuert werden. Wegen des Vegetationsmangels gibt es sehr wenig wilde Tiere. Am häufigsten kommen vor: Steinbock, Markhor, Bär, Murmeltier, Vögel verschiedenster Art und Schlangen,

darunter auch Kobras. Im Vegetationsgürtel findet man Nadelwald, viele Birken und eine Gebirgsflora, die derjenigen unserer Alpen ähnlich ist.

Bergsteigen am Rakaposhi hat mit Bergsteigen in den Alpen wenig Ähnlichkeit, denn die Höhendifferenz von der Basis zur Gipfelregion ist so groß, daß sie nicht auf einmal, sondern nur in mehreren Etappen überwunden werden kann. Dies setzt die Anlegung und den Ausbau von Stützpunkten in stets größerer Höhe voraus. Damit das Unternehmen gelingt, muß sich ein Anmarschweg finden lassen, der mit größeren Lasten begehbar ist. Dieser Weg muß von den Teilnehmern und vor allem von den Trägern so viele Male auf und ab zurückgelegt werden, bis alles nötige Material in die höheren Lager geschafft ist. Es kommt also nur eine Route in Frage, die vor Lawinen und Steinschlag geschützt ist, denn der Weg ist gleichzeitig auch die einzige Rückzug Gelegenheit im Falle eines

Schlechtwettereinbruches. Der Aufbau aller dieser Stützpunkte ist eine zeitraubende Angelegenheit und macht das Unternehmen so sehr vom Wetter abhängig. Leider war bei unseren Vorstößen das Wetter äußerst unbeständig. Alle drei bis vier Tage fiel Schnee, der sich auf den Graten und in den Bergflanken festsetzte, um dann bei gutem Wetter unter der enormen Strahlungswärme der Sonne wieder zu Tale zu fahren und alles Bewegliche mit sich zu reißen. Wir erkundeten verschiedene Anstiegsmöglichkeiten und kamen zum Schlusse, daß der Südwest-Sporn des Rakaposhi am ehesten Aussicht auf Erfolg bieten könnte. Aber selbst dieser beste Weg wurde während drei Wochen sechsmal von Lawinen verschüttet.

Unser Aufstieg begann von einem Basislager auf rund 3500 m im Jaglottal auf einer „Märchenwiese“, wahrscheinlich einem verlandeten, ehemaligen Moränensee. Hier fanden wir alles,

was es für ein Lager braucht: Trinkwasser in einem weidenumsäumten Bächlein und einen Birkenwald, der uns das nötige Brennholz lieferte. Die Vegetation in der Umgebung unserer Zelte erinnerte ganz an alpine Wiesen mit den weißen Wollgrasbüscheln, mit Primeln, Mannsschild, gelbem Fingerkraut und vielen Schmetterlingsblütlern und Körbchenblütlern. Die Nächte waren kalt, wenn wir auch in unseren Zelten kaum froren. In den höheren Lagern maßen wir nächtliche Temperaturen von -10° , doch litten wir in dieser Höhe viel mehr unter der Hitze am Tage als unter der Kühle der Nacht. Dagegen waren am Morgen unsere Schuhe oft steif gefroren, und es erwies sich als vorteilhaft, erst nach Sonnenaufgang das Lager zu verlassen; auch dies ein wichtiger Unterschied zum Bergsteigen in den Alpen. Zur Versorgung mit Wasser ließen wir am Tage auf schwarzen Wachstüchern Schnee schmelzen und sparten so von dem wertvollen Petrol unseres Kochapparates. Unsere Verpflegung war gut, denn die Sherpas erwiesen sich als ausgezeichnete Kochkünstler, die aus dem mit-

gebrachten Proviant allerlei leckere Überraschungen zubereiteten. Auch unsere Kleidung bewährte sich, denn wir hatten uns die Erfahrungen früherer Expeditionen zunutze gemacht und uns auf möglichst winddichte Anzüge in möglichst vielen Schichten spezialisiert. Unser Körper gewöhnte sich während des Aufstieges und des Aufbaues der Hochlager so gut an die verdünnte Luft, daß wir eigentlich nie an ausgesprochener Atemnot litten. Wir gelangten bis auf einen Grataufschwung von 6300 m Höhe und hofften, von dort aus die Besteigung fortsetzen zu können bis zum Gipfel. Unsere Route hatte uns längs des Grates über eine gewaltige Wächte geführt, welche hinter uns, wohl als Folge unserer Spuren, abbrach. Dadurch kam unseren Trägern die Unsicherheit des Anmarschweges so deutlich zum Bewußtsein, daß sie sich weigerten, weiter mitzumachen. Trotzdem wir uns in bester körperlicher Verfassung befanden, war es unter diesen Umständen unmöglich, die Besteigung fortzusetzen und die nötigen Lasttransporte für ein höheres Lager allein durchzuführen. Ein neuer



Eine aus Weidenästen konstruierte Seilbrücke ermöglicht den Flußübergang



Ein auffälliger Vertreter der Gebirgsflora des Karakorums, ein hochgewachsener Süßklee (*Hedysarum spec.*)

reben ranken sich an den Aprikosenbäumen empor und liefern herrliche große Trauben von feinstem Aroma. Die Bewohner stellen daraus auch einen Wein her, indem sie die Beeren in Lehmgruben stampfen, den lehmgemischten Saft abziehen und nach dem Vergären in Tierhäute füllen. Dadurch erhält das Produkt einen doppelten Beigeschmack, der uns nicht besonders mundete. Das einzige Handwerk, das gewerbsmäßig ausgeübt wird, ist das Weben von Wollstoffen mit schönen Fischgrätenmustern. Auch die Getreidemühlen werden gemeinsam betrieben, sonst aber produziert jeder Hunsabauer alles Nötige selbst. Die Bevölkerung fällt gegenüber den Einwohnern der anderen Täler auf: Sie bebauen ihr Land mit größerem Fleiß und haben sich so auf eine höhere Lebensstufe aufgeschwungen. Sie haben eine auffallend helle Hautfarbe und ihre Gesichtszüge sind beinahe europäisch. Es ist möglich, daß sich abgesprengte Truppenteile vom Heer Alexanders des Großen seinerzeit an den Fuß des Rakaposhi durchgeschlagen und sich hier eine Existenz

Wetterumschlag mit Schneestürmen und Lawinen ließ uns den Rückzug nicht bereuen.

Wir erkundeten hierauf ein bisher unerforscht gebliebenes Gletschergebiet nördlich des Rakaposhi. Dann war Secords Urlaub abgelaufen. Er kehrte nach England zurück, während Tilmann nach Kashgar wanderte. Einer Einladung des Fürsten von Hunsaland folgend, reisten wir zwei Schweizer im August nach Baltit, der Hauptstadt des Hunslandes. Dieses Gebiet ist durch tiefe Schluchten von der übrigen Welt abgetrennt und seine Bewohner führen ein eigenständiges Leben. Sie erzeugen praktisch alles selber, was sie zum Leben brauchen, in erster Linie Getreide und Aprikosen. Die große Fruchtbarkeit ihrer Felder steht und fällt mit der Bewässerung durch die herbeigeleitete Gletschermilch. Wein-

geschaffen haben. Die Tatsache der rein vegetarischen Lebensweise hat seinerzeit Dr. Ralph Bircher veranlaßt, den Hunsaland ein eigenes Buch zu widmen unter dem Titel: „Hunsaland, Volk, das keine Krankheit kennt.“ Wir haben aber im Hunsaland, ebenso wie andernorts, Kranke, besonders Darmkranke und auch Augenkranke gesehen und sind daher geneigt, anzunehmen, daß die geschilderten Vorzüge der Hunsaland vor ihren Nachbarn weniger auf die Ernährung als vielmehr auf ihre andere Rassenzugehörigkeit zurückzuführen sind.

Den September benützten wir noch zu einem Abstecher ins Gebiet des Haramosh, um dort weitere Erkundungen durchzuführen. Leider hatten wir auch bei dieser Unternehmung acht Tage lang schlechtes Wetter. Dafür wurden wir durch die landschaftliche Schönheit der

von uns bereisten Gebiete reichlich entschädigt. Märchenhaft schöne Moränenseen, Alpenwiesen mit Schlangenknoterich, Edelweißfluren und Birkenwälder wechselten mit steilen Bergflanken, von denen tagtäglich die Eislawinen herniederdonnerten. An Hand der Spuren konnten wir erkennen, daß wir zwei Nächte lang unseren Lagerplatz mit einem Bären geteilt hatten!

Unsere Rückreise war durch die ausgebrochenen politischen Wirren zwischen Moham-

edanern und Hindus erschwert. Wenn auch für uns Weiße keine direkte Gefahr bestand, mußten wir doch Sorge tragen, unsere vier Sherpas lebend aus dem Lande herauszubringen.

Nach einer langen Autofahrt durch verbrannte Dörfer erreichten wir Rawalpindi, von wo uns ein britischer Evakuationszug nach Karachi brachte, und damit waren die letzten Schwierigkeiten überwunden.

DER GROSSE BROCKEN

Eine Schlange, die ganze Eier verschluckt!

Von M. Frei-Sulzer

Es ist allgemein bekannt, daß Schlangen imstande sind, ungewöhnlich große Beutestücke zu verschlucken. Wenn eine Phytonschlange eine ganze Ziege verschlingt, zerdrückt sie ihr Opfer zuerst mit ihrer überwältigenden Muskelkraft zu einer länglichen Masse und beginnt dann die Kiefer allmählich darüberzustülpen. Die auf unseren Photographien abgebildete afrikanische eierfressende Schlange (*Dasypeltis scabra*) ist imstande, trotz ihrer geringen Länge von höchstens 75 cm ein ganzes Hühnerei einmal zu verschlucken. Ihr Kopf ist zwar nicht dicker als ein menschlicher Finger, aber sie kann ihr Maul geradezu unwahrscheinlich

weit aufsperrn, soweit, daß die Kiefer einen Winkel von 130° bilden, während z. B. der Mensch nur eine Bewegung von 30° in seinem Kiefergelenk auszuführen imstande ist. Die Muskulatur und Haut des Nackens und Schlundes läßt sich dabei dehnen wie Gummi und langsam, so wie man einen Kissenüberzug über ein Kissen stülpt, schieben sich ihre Kiefer über das Ei. Der unförmig erscheinende Kopf verliert dabei jede Tierähnlichkeit und der Beschauer fragt sich unwillkürlich, wie die Schlange wohl aussehen werde, wenn sie ihre Mahlzeit beendet hat. Sobald aber das Ei in den Schlund befördert worden ist, tritt eine Einrichtung in



Die eierfressende Schlange hat begonnen, ihre Kiefer über das Ei zu stülpen